

UNTERLASSENES GESPRÄCH ÜBER DEN KRIEG

Ernst Jünger, Thomas Mann und Walter
Benjamin unterhalten sich über den
Ersten Weltkrieg

Ein Hörspiel

von

G e o r g B r i n t r u p

und

A d o l f S t o c k

P E R S O N E N

Ernst Jünger
Thomas Mann
Walter Benjamin
Sprecher

Musik:

Caféhausmusik

Hans Pfitzner: 'Palestrina'

Sprecher: Es ist Mai 1918. Deutschland befindet sich im Krieg. Die Großoffensive der Alliierten, die zur deutschen Niederlage führte, wird erst in einem Monat beginnen.

(Im Hintergrund hört man eine Caféhausmusik immer lauter werden. Nach einiger Zeit:)

Sprecher: Selbstsicher, wenn auch ein wenig zögernd, betritt Thomas Mann das Café. Er ist äußerst akkurat gekleidet. Ein dunkler Anzug aus feinem Tuch, Weste und Seidenbinder verleihen der eher großen Gestalt einen aristokratischen Zug. Das Haar ist sorgfältig gescheitelt. Der gut vierzigjährige überblickt kurz den Raum, und geht dann gemessenen Schrittes, fast würdig, auf einen freien Tisch zu, der sich an der äußersten Ecke des Cafés befindet, ein wenig abgelegen vom Caféhaustreiben.

Fast zur selben Zeit erblickt auch der junge Mann, dem der Caféhausbesuch gilt, den Ankommenden. Er ist in Uniform und erhebt sich rasch. Kaum merklich, aber für einen aufmerksamen Beobachter durchaus wahrnehmbar, sind die Gesten und Bewegungen des Soldaten, die alle ein wenig gewollt erscheinen und dadurch einen leicht lächerlichen Zug erhalten. Es ist Ernst Jünger, der jetzt neben dem Tisch steht, militärisch korrekt, um den Älteren zu begrüßen. Die Uniform und die selbstaufgelegte Beherrschung lassen den nicht sonderlich großen Mann zurückhaltend wirken, aber gleichzeitig zeigt er ein Selbstbewußtsein, daß zu jener Zeit nur bei wirklich Kriegserfahrenen anzutreffen war und sogleich die Atmosphäre prägte; die Gewalt, die auf den Schlachtfeldern herrschte, war noch hier im Caféhaus spürbar.

Nach der knappen, fast geschäftsmäßigen Begrüßung, sind die beiden Männer gerade im Begriff, sich zu setzen, als eine dritte Person an der Eingangstür erscheint, um sich ebenfalls zu dem Treffen einzufinden. Der Mann ist ebenfalls noch jung, etwa Mitte zwanzig; er trägt einen Anzug, der nicht der neueren Mode entspricht und dem es bei

näherem Hinsehen anzusehen ist, daß er wohl aus Not heraus allzuoft getragen wurde. Die runde Nickelbrille verleiht dem schön geschnittenen Gesicht markante Züge, die sich sofort dem Betrachter einprägen. Es ist Walter Benjamin, der ein wenig gedrungen, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, jetzt auf die beiden gerade noch stehenden zugeht, die nunmehr erst warten, um nach der Begrüßung sich gemeinsam zu setzen.

(Die Caféhausmusik, die die Stimme des Sprechers begleitete, ist nun wieder deutlicher zu hören. Nach einiger Zeit setzt die Stimme des Sprechers wieder ein:)

Sprecher: Diese drei Männer, Thomas Mann, Ernst Jünger und Walter Benjamin, haben in Wirklichkeit nie zusammen an einem Tisch gesessen. Schon die Verschiedenheit ihrer Charaktere und Ansichten haben dies verhindert. - Trotzdem soll in unserer Vorstellung eine Gesprächsrunde der drei Männer stattfinden; denn was sie verband war die Erfahrung des ersten Weltkriegs und, um die ihr Denken kreiste, und die später, in der Weimarer Republik, die geistige und politische Auseinandersetzung mitbestimmte.

(Noch einmal klingt die Caféhausmusik in den Vordergrund, um dann nach kurzer Zeit langsam abzublenden.)

Mann: Dieser Krieg ist ein notwendiger Krieg. Er mußte kommen, er war notwendig, denn alle Deutschen hatten im tiefsten Herzen gefühlt, mehr noch, sie hatten es sogar auf irgendeine Weise ersehnt, daß es so mit der Welt nicht mehr weitergehe. Dieses Deutschland, diese quälende Welt des Friedens, wie haben wir alle an ihm gelitten. Gräßliche Welt, die nun nicht mehr ist oder doch nicht mehr sein wird, wenn dieser Krieg vorüber ist.

Jünger: In der Tat, Herr Mann, es war eine merkwürdige Stimmung so kurz vor dem Krieg. Der Aufbruch kündigte sich an. Es war eine bewegte, aufgelockerte Stimmung, die die Menschen

sorglos machte, weil sie Neues erwarteten. Ich selber sehnte mich schon immer nach Weite und Freiheit. Es war, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, viel jugendliche Abenteuerlust dabei. Aber alle spürten erwartungsfroh das Neue, und ich selber wußte genau, mein Freiheitsdrang war im bürgerlichen Deutschland nicht zu verwirklichen.

Benjamin: Auch ich glaubte vor dem Krieg an den Aufbruch der Jugend, es war meine Hoffnung. Wir wollten unsere ernstesten und unmittelbarsten Gedanken gegen die Lehrer und Väter stellen und verteidigen, die sie als Phrasen beiseite schoben. Aber der Krieg hat alle Hoffnungen, die ich mit der Jugendbewegung verband, vernichtet. Sie ist mit erschütternder Gewalt untergegangen. Die Führer der Jugendbewegung haben dem Staat, der der Jugend alles genommen hat, zuletzt die Jugend selbst geopfert.

Mann: Ich kann das gut verstehen, Herr Benjamin, vor fast zwanzig Jahren habe ich mich mit einiger Begeisterung als Einjährig-Freiwilliger beim Königlich Bayrischen Infanterie-Leibregiment gemeldet. Aber schon bald schien mir das militärische Geschrei als Zeitvergeudung und die eiserne Schmuckheit quälte mich über die Maßen. Schon nach einem viertel Jahr wurde ich mit schlichtem Abschied entlassen, da meine Füße sich nicht an jene ideale ~~mä~~ und männliche Gangart gewöhnen wollten, die Parademarsch heißt. Ich wurde dienstuntauglich wegen einer Sehnenscheidenentzündung.

Jünger: Ich für meinen Teil konnte es kaum erwarten, bis ich an die Front kam. Mit Kummer las ich unsere Siegesnachrichten in den Zeitungen. Die deutschen Kavalleriestreifen hatten bereits die Türme von Paris gesehen, und ich dachte, wenn das so weitergeht, was soll denn dann für uns noch übrig bleiben. Schließlich wollten doch auch wir Jüngeren noch Kugeln pfeifen hören und jene Augenblicke erleben, die man als die eigentliche Männertaufe bezeichnen kann. Sicher waren Sie, Herr Mann, bei Kriegsausbruch wieder unter den Freiwilligen, um für die deutsche Sache zu kämpfen?

Mann: Herr Jünger, bei meiner Nachmusterung vor zwei Jahren wurde Magenschwäche und Nervosität festgestellt, die mich für den Militärdienst untauglich machte.

Benjamin: Die Kriegsbegeisterung war mir stets fremd und ich verstehe sie nicht. Im August 1914 saß ich mit Freunden zusammen im Café und wir überlegten gemeinsam, in welche Kaserne wir uns melden sollten; denn bei der unvermeidlichen Einziehung wollte man sich seinen Platz unter Freunden sichern. Unter dem Schwall von Leibern, der sich damals vor den Toren der Kasernen staute, war auch meiner. Freilich nur für zwei Tage; denn einer meiner Freunde hatte sich aus Verachtung gegen die Zeit und den Krieg das Leben genommen. Ich habe dadurch begriffen, wie kläglich die Jugendbewegung gescheitert ist und habe seitdem alles daran gesetzt, mich dem Kriegsdienst zu entziehen.

Jünger: Die Menge dachte da anders. Die Soldaten sangen, Frauen und Mädchen hatten sich in ihre Reihen gedrängt und sie mit Blumen geschmückt. Nie habe ich eine Begeisterung gesehen, die so tief und mächtig war, wie zu Kriegsbeginn. - Ich selber erfuhr vom Krieg, als ich mit Handwerkern zusammen war, die im Begriff waren, neue feuersichere Dachplatten an den Sparren festzunageln. Wir saßen auf dem Dache und plauderten, als unten wie gewöhnlich um diese Stunde der Landbriefträger mit seinem Rad vorbeifuhr. Ohne abzusteigen rief er uns die beiden Worte: "Mobilmachung befohlen!" zu, die wohl schon seit Stunden der Telegraph unaufhörlich über Stadt und Land verbreitete. Der Dachdecker hatte gerade seinen Hammer erhoben, um einen Schlag zu tun. Nun hielt er, mitten in der Bewegung inne, und legte ihn ganz sacht wieder hin. In diesem Augenblick trat ein anderer Kalender bei ihm in Gültigkeit. Ich faßte wie Hunderttausende in dieser Stunde den Entschluß, mich als Kriegsfreiwilliger zu beteiligen.

So war mit einem Schlage, wie überall in Deutschland wo Männer zusammen waren, aus unserer kleinen friedlichen Gemeinschaft eine militärische geworden.

Benjamin: Es ist wohl wahr, daß aus der friedlichen Gemeinschaft plötzlich eine militärische wurde, die mich mehr und mehr mit Abscheu erfüllte. Jemand wie ich, dessen Existenz sich im Studieren und im Umgang mit Büchern erfüllt, findet in Deutschland kaum einen Platz. Erst in der Schweiz kam ich wieder zu mir selbst. Ich konnte mich wieder meinem Studium zuwenden und ein Leben führen, wie es für mich notwendig ist. Die kriegsferne Umgebung ließ mich wieder zu mir selbst kommen.

Jünger: Sehen Sie, Herr Benjamin, Sie leben jetzt in der Schweiz. Das ist für Sie eine künstliche Existenz. Sie hätten sich dem Krieg stellen müssen! Was ist der Tod eines Freundes gegen das Schicksal Krieg? - denn der Krieg ist ebenso wenig eine menschliche Einrichtung wie der Geschlechtstrieb, er ist Naturgesetz, deshalb werden wir uns niemals seinem Banne entwinden. Ich sage Ihnen eines, Sie dürfen ihn nicht leugnen, sonst wird er Sie verschlingen! Ich für meinen Teil will diesen Krieg als etwas betrachten, das bestand und noch in uns besteht. Der Krieg freilich lebt davon, daß der Soldat durch seinen Tod anerkennt, daß er die Idee des Krieges für größer hält, als sich selbst. Aus diesem Glauben erhält der Soldat seinen Mut.

Mann: Als ich ernsthaft begriff, daß für die deutsche Sache marschiert wurde, habe ich mich herzhaft geschämt. Ich verspürte das Bedürfnis, wenigstens meinen Kopf einmal unmittelbar in den Dienst der deutschen Sache zu stellen. Wie Hunderttausende, die durch den Krieg aus ihrer Bahn gerissen, eingezogen auf lange Jahre, ihrem eigentlichen Beruf und Geschäft entfremdet und ferngehalten werden, so geschah es auch mir, obwohl es nicht der Staat und die Wehrmacht waren, die mich eingezogen haben, sondern die Zeit selbst. Ich leistete mehr als zweijährigen Gedankendienst mit der Waffe. Ich schrieb

die "Betrachtungen eines Unpolitischen", weil ich zeigen wollte, warum dieser Krieg zutiefst notwendig und richtig ist.

Jünger: Was wollten wir schon, wir wollten Blut sehen. Wenn das Leben sich auf seine Urfunktionen besinnt, dann flammt das ewige Erbteil unserer Väter auch in uns auf; nackt wie je bricht der Urmensch in uns hervor, in der ganzen Unbändigkeit seiner entfesselten Triebe. Wir konnten uns auch gar nichts Schöneres denken, als den feurigen Rausch der Schlacht und die wilde männliche Tat. Ja, dieser Zauber der blitzenden Waffen, des schäumenden Blutes und des kühnen Spieles um Leben und Tod schien allem weit überlegen, was das Dasein sonst zu bieten hatte. Und jetzt, nur einige Jahre später, kommt es mir manchmal vor, als ob ich satt wäre, ganz satt von Erlebnis und Blut. Und dann will es mir scheinen, als ob der Krieg uns aktiven Soldaten doch zu viel zugemutet hätte, als ob wir uns niemals so recht von Herzen mehr freuen könnten auf dieser Erde, der wir gedient haben.

Benjamin: Nein, es waren die Väter, unsere Erzieher, die zum Krieg drängten. Diese Tatsache war mir nichts Besonderes und ich habe alle meine Kraft gegen sie aufgewendet für etwas Neues, das ich gemeinsam als Teil der Jugend bauen wollte und was ich ersehnte. Aber große Teile der Jugend haben sich ihre niedersten und primitivsten Regungen zum Leitmaß genommen und sind mit den Vätern in den unheilvollen Krieg gezogen, den ich zutiefst verabscheue und mit dem, soweit es nur irgend geht, ich nichts zu tun haben will.

Mann: Was der bessere, weil friedliebendere Teil der Jugend wollte, mag ehrenwert sein, aber für uns galt es nun einmal, die deutsche Kultur zu bewahren. Wir sind kriegerisch geworden aus Moralität nicht aus Eitelkeit und Gloriesucht oder Imperialismus. Die Franzosen und Engländer wollen Deutschland durch den Krieg zwangszivilisieren. Sie wollen uns er-

ziehen. Diese Aufklärer wollen für das, was sie Demokratie nennen, mit uns streiten. Sie wollen uns gewaltsam glücklich machen, uns zu Menschen machen. Dabei haben sie mehr als sie wissen auf ihre Weise Recht. Denn wir sind nicht das Land der Zivilisation. Unser Volk ist das Volk der Metaphysik, der Pädagogik und auch der Musik. Es ist kein politisch orientiertes Volk, sondern es orientiert sich moralisch. Die deutsche Seele ist zu tief als daß Zivilisation ihr ein Hochbegriff oder etwa der höchste gar sein könnte. Die deutsche Seele ist den anderen Völkern fremd und unheimlich, sie ertragen uns nicht. Wir brauchen ihre sogenannte Zivilisation und Demokratie nicht; ist es nicht so, daß unsere Vorzüglichkeit hinreichend bewiesen ist? Ist denn nicht alles in Deutschland auf höchstem Niveau: die Krankenhäuser, die Volksschulen, die wissenschaftlichen Institutionen, die Luxusdampfer, die Eisenbahnen, die Kanonen, die Torpedos und die Arbeiterversicherungen.

Jünger: Ja, ja, die Technik, die solche Höhen erreicht hat ist im Begriff, unsere alte Welt zu verändern, die Gesellschaft und die Menschen zu verändern, wie sie es nie gesehen hat. Und es bedarf noch viel schmerzhafter Erkenntnis, bis dies vollständig von allen begriffen ist.

Mann: Nein, Herr Jünger, der wahrhafte Sinn dieses Krieges ist, daß Deutschland sein tiefes verhaßtes Ich wie ein Löwe verteidigen wird, um diesem Ich sein Lebensrecht zu sichern. Dem Deutschen fehlt seit jeher der unwillkürliche, selbstverständliche lebendige Zusammenhang von Denken und Sein, was ihn bald unpraktisch, bald blind beschäftigt, bald zum Ideologen, bald zum skrupellosen Geschäftsmann werden läßt. Aber gerade aus diesen Gründen ist die Sehnsucht nach der Synthese, die allen not tut, in Deutschland besonders groß. Die deutsche Literatur, das deutsche Gottsuchen, die deutsche Philosophie des Lebens, die deutsche Jugendbewegung in all ihren Schattierungen sind ein einziger Sehnsuchtsschrei.

Jünger: Noch machen Sie sich Illusionen über die Ziele des Kriegs, Herr Mann! Was Sie retten und bewahren wollen, gehört dem 19. Jahrhundert an. Dieser Krieg hat aufs Neue dämonische Kräfte hervorgebracht, die die geistigen Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts im bedeutungslosen Nichts versinken lassen. Die Gewalt der Technik hat sich als neue Urkraft erhoben und tritt seine Herrschaft an. Was wußten wir auch 1914 vom Material, von diesem Fremdwort, daß bald eine immer schrecklichere Bedeutung für uns gewinnen sollte, bis es den Schlachten selbst, die wir zu schlagen hatten, den Namen gab. Ich erinnere mich noch recht gut, als wir 1916 bei Verdun aus den Lastautomobilen stiegen und vor uns die rote Glut wie aus einem brennenden Ozean am nächtlichen Himmel bis zu den Sternen aufzuschießen schien. Der Lärm, den wir schon weit weit hinten wie den Gang einer ungeheuren Maschine vernommen hatten, wuchs riesenhaft auf, gleich dem Gebrüll eines Raubtiers, das ganze Provinzen zu verschlingen gedenkt. Da strich der glühendheiße Atem des mechanischen Todes über uns hin. Wir sollten da hinein. Dieses Millionenfeuerwerk stand nicht zu unserer Belustigung am Horizont. Uns schien es damals kaum geringer, als ob wir uns kopfüber in einen speienden Krater oder in einen flammenden Hochofen stürzen sollten. Es kamen nur sehr wenige, nur ein kleiner Bruchteil von denen, die angetreten waren, wieder heraus. Diese wenigen hatten eine Vorstellung bekommen von Material.

Mann: Was Sie in Ihrem Mifer ^{an} inhum Material nennen, sind Menschen, deutsche Menschen, die in einer einzigen Kraftanstrengung das Ihre verteidigen, nicht ohne die größten Qualen auf sich zu nehmen.

Benjamin: In der Materialschlacht zeigt sich nicht das ureigenste Bild des Krieges. Welchen Charakter dieser Krieg hat, das zeigen uns viel deutlicher die Gasangriffe, deren wachsende Bedeutung immer mehr sichtbar wird. Im Führer

eines einzigen Flugzeugs mit Gasbomben, vereinigen sich alle Machtvollkommenheiten, dem Bürger Licht und Leben abzuschneiden. Der schlichte Bombenwerfer, der sich in der Einsamkeit der Höhe, allein mit sich und seinem Größenwahn befindet, hat für seinen schwer erkrankten Chef, den Staat, die Vollmacht. Wo er seine Unterschrift hinsetzt, da wächst kein Gras mehr. Die Ausmaße eines solchen Angriffs, lassen die Schrecknisse einer Materialschlacht in ihrem Ausmaß der Vernichtung belanglos erscheinen.

Jünger: Sie müssen hinschauen, auf die weiten Industriebezirke mit den Fördertürmen von Kohleschächten und auf die Hochöfen. Sie müssen sich die Maschinensäle ansehen mit Treibriemen und blitzenden Schwungrädern, die mächtigen Güterbahnhöfe mit blinkenden Gl eisanlagen und auf die Ordnung der weißen Bogenlampen, die den Raum geometrisch erhellt. Ja, dort hinten wird es gefügt und geschmiedet in den peinlich geordneten Arbeitsgängen einer riesenhaften Produktion und dann rollt es auf den großen Verkehrswegen an die Front als eine Summe von Leistung, als gespeicherte Kraft, die sich vernichtend gegen den Menschen entlädt. Die Schlacht ist ein furchtbares Messen der Industrie und der Sieg der Erfolg einer Konkurrenz, die schneller und rücksichtsloser zu arbeiten versteht. Hier, meine Herren, deckt das Zeitalter, dem wir entstammen seine Karten auf: die Herrschaft der Maschinen über den Menschen, des Knechts über den Herrn wird offenbar, und ein tiefer Zwiespalt, der schon im Frieden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen zu erschüttern begann, tritt auch in den Schlachten tödlich hervor. Hier enthüllt sich der Stil eines materialistischen Geschlechts und die Technik feiert einen blutigen Triumph. Hier muß eine Rechnung beglichen werden, die längst verjährt und vergessen schien. Wenn wir vielleicht auch keine Schuld hatten - das Schicksal kennt keine persönliche Haftung, es steht hoch über Fragestellungen dieser Art.

Benjamin: Ihre Argumente, Herr Jünger, sind flammend, aber sehr eng. Sie wollen dem Krieg das rationale Element nehmen, das Ihnen verhaßt ist.

Dieser Krieg, den Sie als ewige, immer aufs neue, ausbrechende Naturgewalt ansehen, ist nichts anderes als der Versuch, das Geheimnis einer idealistisch verstandenen Technik mystisch und unmittelbar zu lösen. Sie besitzen in der Technik einen Fetisch des Untergangs und nicht einen Schlüssel zum Glück. Sie sagen, das Schicksal kennt keine persönliche Haftung. Sie opfern Ihrem unmenschlichen Schicksalsbegriff nicht nur die Menschen, sondern, was ich als unredlich empfinde, auch die Gedanken. Alles Nüchterne, Unbescholtene, Naive, was über die Verbesserung des Zusammenlebens der Menschen erdacht wird, wandert in den abgenutzten Schlund von euch Maulgötzen, die mit dem Rülpsen der 42 cm - Mörser darauf erwidern. Sie haben keine Moral, Herr Jünger!

Jünger: Der Krieg ist keine Sache von Moral. Erhitzen Sie sich nicht, ich will Ihnen ein Beispiel geben, an dem Sie sehen können, wie schlecht es um Moral in diesen Dingen bestellt ist.

In Brüssel traf ich mal zwei Soldaten, zwei unverkennbare Typen der Front; der Schützengraben hatte ihre Mäntel gebleicht und verschlissen, der Kampf die Messerprofile geschärft. Ihre Gesichter waren kühn und intelligent, um Augen und Mund lag versteinerte Spannung, von höchstgesteigerten Augenblicken hinter hämmernden Maschinengewehren geprägt. Trotzdem sah man an ihrer Haltung die beginnende Ermattung. Ich hörte:

"Na, hier merkste auch noch nichts vom Krieg. 'S alles da!"

"Junge, hier müßte mal so'n 38er Volltreffer reinhauen, so richtig hoch von oben."

"Da würde der ganze Mist aber mal hochspritzen!"

Man konnte den beiden Soldaten die Wollust, mit der dieser Gedanke sie erfüllte, vom Gesicht lesen. Da waren nun zwei

Leute, die unbedingt vom Kriege 'die Nase voll' hatten, dennoch waren sie im Grunde ganz dieselben geblieben. Sie waren müde, zerschlagen durch mechanische Wirkung, zerbrügelt; an sittlicher Erkenntnis hatten sie nicht das Mindeste gewonnen.

Eben das ist der wichtige Punkt, denn in diesem Augenblick erkannte ich: Diese Menschen werden den Krieg niemals überwinden, denn er ist größer als sie.

Der Krieg wird nicht geboren von einigen Staatsmännern und Diplomaten, wie viele, und auch Sie glauben. Das ist alles äußerlich. Die wahren Quellen des Kriegs entspringen tief in unserer Brust und alles Gräßliche, was zuzeiten die Welt überflutet, ist nur ein Spiegelbild der menschlichen Seele, im Geschehen sich offenbarend.

Mann: Herr Benjamin, Sie haben Recht, wenn Sie sagen, die Politik braucht die Moral. Eine Politik, die sich der Moral entsagt, wird unweigerlich ins Chaos und zur Vernichtung führen. Herr Jünger leugnet die Notwendigkeit der Moral für die Politik, was bliebe wäre ausschließlich das Ästhetische. Die Politik ist nicht der Bereich des Ästhetischen, sondern die Kunst. In der Kunst geschieht die Sublimierung des Dämonischen. Das Ästhetische, das Dämonische, das Triebhafte der menschlichen Existenz gehörten seit je her in den Bereich der Kunst. Die redliche und ernste Beschäftigung mit diesen Dingen hat Deutschland zur einzigartigen Kulturnation erhoben. Ich sehe mit Sorge, Herr Jünger, wie Sie dieses Erbe ohne Not in die Sphäre der Politik zerren.

Jünger: Und ich gehe noch einen Schritt weiter, Herr Mann. Die Menschen haben nicht nur keine Moral, sie haben sogar Lust und Bedürfnis nach den Schrecknissen; das Grauen nach dem sie verlangen, will befriedigt sein im Leben und nicht in der Kunst; und es sucht sich in jeder Lebenssituation seine Bahn. Schon als Kind war ich selber von den Stätten magisch angezogen, wo das Volk gesteigertes Leben suchte, auf

jedem Jahrmarkt, auf jedem Schützenfest lockte auf bemalter Leinwand das Grauen in grellen Farben. Lustmorde, Hinrichtungen, Wachskörper mit eitrigen Geschwüren besät, lange Reihen anatomischer Scheußlichkeiten. Ich sage Ihnen, wer das alles zur Schau stellt, der kennt die Massen und füllt die eigenen Taschen. Oft und lange stand ich vor solchen Buden und starrte auf die Gesichter der Heraus tretenden. Fast immer lachten diese Leute, und doch war dies Lachen so seltsam verlegen und gepreßt. Was sollte ihr Lachen verbergen? Und ich, weshalb stand ich selber dort? Eins ist sicher, die Lust der Kinder und des Volks ist keinem fremd.

Und dann später im Krieg, der erste Tote, ein ungeheuerlicher Augenblick, der das Herzblut zu stockenden Eiskristallen zufror. Da bäumte sich in jedem, der das zum ersten Mal sah, das Grauen als blauer, scheuender Gaul vor dem nächtlichen Abgrund auf. Ach, man konnte noch so intensiv auf diesen Augenblick vorbereitet sein, ihn sich wieder und wieder in der Phantasie erdacht haben, alles zerschellte an dieser grauen, toten Gestalt am Wegrand, auf deren schmutzigem Gesicht schon die ersten blauen Fliegen spielten. In diesem Krieg liegen alle Geheimnisse des Grabes offen. In einer solchen Scheußlichkeit, vor der die tollsten Träume verbleichen. Was soll ich Ihre Nerven schonen, die Sie nicht im Krieg waren. Wer darf vom Krieg reden, wer darf von Moral reden, der das nicht mitgemacht hat.

Benjamin: Bevor der Krieg begann, wollte auch ich, daß die Gefühle und Empfindungen, die so genüßlich in der Kunst ausgebreitet werden, in das wirkliche Leben dringen sollten. Ich wollte keine Gedichte lesen, ich wollte leben. Das Romantische sollte kein Bürgervergnügen sein, sondern es sollte wirkliches Leben sein. Die Jugend mißtraute all denen, die ihren Rausch von einem Geist empfangen, dem sie eigentlich doch nicht dienen wollten. Es waren uns alle ungläubige Philister, die die Kunst als Betäubungs-

mittel verwendeten und sich in eine harmlose und allgemeine Vergangenheit versenkten; diese Philister entmannten Schiller, Hölderlin, Rembrandt und Beethoven mit einem Strom von bloßen Gefühlen. - So dachte ich damals, aber jetzt, wo der Krieg sein Werk tut, und ich sehe, wie das Wollen der Jugend im Krieg erstickt, weiß ich, daß die Gründe, die solch einen Zustand ermöglicht haben, erforscht werden müssen, um dann die richtigen, politischen Schlüsse daraus zu ziehen.

Mann: Ja, das romantische Erbe, das ich so liebe und von dem auch ich nicht frei bin, weil es dem Innersten meines Selbst entspricht, ist die Gefahr des Deutschen und doch auch seine größte Befriedigung.

Jünger: Die Herren verbleiben im Vergangenen und Sie wollen nicht sehen, wie die Welt sich verändert, weil Ihre Studierstuben Käfige sind, aus denen Sie nicht herauskönnen, auch nicht mit ihren Gedanken herauskönnen. In unserer Zeit über das romantische Erbe zu sprechen, lenkt von dem ab, was wirklich ist. Das gilt auch für die Kunst. Dieser Krieg, meine Herren, hat die Wahrnehmung in ungeheuerlichem Ausmaß radikalisiert. Menschen haben Dinge erblickt, schreckliche, grauenhafte Dinge, die noch niemals vorher gesehen wurden. Es wird die Aufgabe der Kunst sein, diese Dinge mitzuteilen und wir werden langsam zu begreifen haben, was diese Schrecknisse für die Menschen bedeuten, und es wird kein Neunzehntes Jahrhundert helfen, diese Wahrheit zu verstehen. Das technische Zeitalter erwacht und die Massen, die Arbeiter und die Heere übernehmen die Herrschaft. Die Kunst wird die Zeichen dieser Maschinenwelt, der nun kommenden Epoche, der großen Formationen deuten müssen, von der die Menschen im wahrsten Sinne des Wortes geprägt sein werden. Der Mensch wird mit der Technik einen existenziellen Bund auf Leben und Tod eingehen, und alles was von nun an geschieht, wird größer und umfassender sein, als daß es ein einzelner Mensch beherrschen könnte. Der Mensch wird seinem Schicksal nicht entinnen.

Benjamin: Was Sie so bedeutungsschwer Schicksal nennen, ist in Wirklichkeit das, was Sie nicht verstehen. Sie verstehen nichts vom Wesen der Politik. Ihre Tugenden der Härte, der Verschlossenheit, der Unerbittlichkeit, sind in Wahrheit weniger die Tugenden des Soldaten, der dem unentrinnbarem Schicksal genügt, als die des Unterdrückers, der die Nation beherrschen will. Solche, wie Sie, die meinen, niemandem Rechenschaft schulden zu müssen, am wenigsten sich selbst, die auf steiler Höhe thronen, gerade solche Leute stellen die Technik, die ja vom Menschen gemacht wird, wie ein neues Naturgeheimnis hin, das die Menschen bedroht. Wenn Leute wie Sie die Verfügungsgewalt über die Technik haben, dann sind die Menschen wirklich in Gefahr. Die Gesellschaft muß sich rational organisieren, damit sie die Technik beherrscht. Dieser Krieg ist kein Schicksal, er ist in Wirklichkeit nur die eine fürchterliche, letzte Chance, die Unfähigkeit der Völker zu korrigieren und ihre Verhältnisse untereinander rational zu ordnen.

Jünger: Wissen Sie, ich habe mich durch die Erlebnisse im Krieg sehr verändert und ich glaube, daß es wohl der ganzen Generation so ergangen ist. Mein Weltbild besitzt nicht mehr jene Sicherheit, wie sie so viele vorgeben zu haben. Wie sollte das auch möglich sein bei der Unsicherheit, die uns jetzt seit Jahren umgibt. Ganz andere Kräfte sind es in Zukunft, von denen unser Handeln bewegt werden muß, sehr dumpfe und blutmäßige, aber man ahnt doch, daß es eine tiefe Vernunft ist, die im Blute steckt. Und man ahnt auch, das alles, was uns umgibt, gar nicht so klar und zweckmäßig, sondern geheimnisvoll ist, und diese Erkenntnis bedeutet schon den ersten Schritt in eine ganz neue Richtung. - Die Deutschen werden in diese Richtung gehen. Sie werden eine ganz neue Lebensgemeinschaft bilden, die dieses Geheimnis miteinschließt. Dieser Vorgang wird unsere Zukunft bestimmen. Sie werden es sehen!

Mann: Ich will Ihre Rede, Herr Jünger, als Warnung verstehen. Dieser Krieg war mir ein heiliger Krieg, weil ich Kräfte am Werk sah, die das Erbe der Deutschen verteidigen wollten, die Freiheit der Deutschen, sein zu dürfen, wie sie nun einmal sind, diese Lebensart, die einzig unter den zivilisierten Völkern ist, sollte gegen die Angriffe der Demokraten geschützt werden. Aber ich muß sehen, daß ich gemeinsame Sache mache mit Leuten wie Ihnen, Herr Jünger, und ich kann mir nicht versagen es auszusprechen, die tief verstrickt sind in die teuflisch romantischen Gefühlswirren. Leute, die die daraus folgenden Gedanken mit der Technik vermählen, um Ihr ekelerregendes Süppchen zu kochen, das der Welt den Untergang bringen wird. Mit aller Kraft werde ich dagegen kämpfen; denn ich sehe, wer die Sphäre der Deutschen Kultur so mißbraucht wie Sie, der wird moralisch schuldig und ich sehe mich in Gefahr, weil mir die Politik fremd und ungemäß für mich selber erscheint, auf die Seite der Verantwortungslosen und, ja ich will es aussprechen, Mörder zu geraten. Das politisch-moralische Element wird in Zukunft keiner mehr ungestraft ausschließen können, dem es um menschliche Humanität zu tun ist.

(Über die letzten Worte Thomas Manns hat die Caféhausmusik leise wieder eingesetzt. Ein Klavier und eine Geige spielen ein Thema aus Hans Pfitzners Musikdrama 'Palestrina')

Sprecher: Wie der Hörer bemerkt haben wird, hat das Gespräch, das die drei Herren miteinander führen, zu heftigen Erregungen geführt, die aus der Tatsache entspringen, daß die Gedanken nur schwer sich der Wirklichkeit nähern und es, wenn es um Fragen, wie Krieg, Moral, Tod und damit um Politik geht, ein Gespräch darüber nicht belanglos sein kann. Ernst Jünger, dessen Mine am Ende des Gesprächs mehr und mehr steinerne Züge annahm, ließ nur durch die

sorgsam formulierten Sätze erkennen, daß dies Gespräch in keiner Weise dazu angetan war seine Meinung infrage zu stellen, im Gegenteil, es verstärkte sich das Gefühl bei ihm, daß nur die Ereignisse des Lebens selber dem Denken nützen, und auf alles, was nicht unmittelbar auf Erlebnissen beruhte, schaute er mit nicht zu übersehender Verachtung herab.

Wie gesagt, die Gegensätze lagen nun so sehr auf der Hand, daß die Grenzen des Diskurses erreicht schienen. Was könnten sich die Herren noch sagen; denn allzusehr blickte das jeweils gelebte Leben durch die Sätze, die stets mit dem Anspruch auf Allgemeinheit formuliert wurden, und doch zu keinem allgemeinen Einverständnis führten. Bevor sich die Gesprächsrunde nun auflöste, formulierte Thomas Mann noch einen letzten Satz, weil sein Drang nach Ausgleich und der tiefe Wunsch über alle Gegensätze hinweg das geistige Verstehen zu fördern, wieder obsiegte. Leise, wie zu sich selbst sagte er also noch den Satz:
Solange wir leben, wird dieser Krieg die Achse unseres Denkens sein.

(Das von Geige und Klavier angespielte Thema aus Pfitzners 'Palestrina' geht nun über in das Orchesterwerk selbst)

E n d e